



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So viel von der wahrscheinlichen Eintheilung der Streitkräfte, deren numerischen Belauf ich hier unerörtert lasse. Ich komme nunmehr auf die allgemeinen Principien der russischen Defensiv- zu reden, die bisher noch unberührt geblieben sind.

Wie allgemein bekannt war das Grundprincip der Vertheidigung im Jahre 1812 die Vermeidung jeder Entscheidung an der Grenze und die Verlegung derselben von dort aus nach dem Innern des Landes. So rücksichtslos wurde dasselbe durchgeführt, daß man nicht Anstand nahm, selbst das heilige Moskau ihm zu opfern. Diejenigen, welche in der Zukunft gern die Wiederholung der Vergangenheit voraussagen, werden nicht ermangeln, eine ähnliche Kriegführung zu prophezeien. Indes dürften sie sich darin gründlich täuschen. Es ist ein ganz anderes Ding um einen Angriff von Norden oder Süden, wie um jenen des Jahres 1812 von Westen her. Auch sind die politischen Verhältnisse heute nicht darnach, um Rußland hoffen zu machen, es werde wie damals mittelst der Rückbewegung zu einem ungeheuren Rückschlage ausholen können. Was Rußland in dem beginnenden Kriege durch einen Rückzug seines Heeres aufgibt, wird es vielleicht für immer dadurch verlieren. Denn es ist gar nicht ausgemacht, im Gegentheil muß es stark bezweifelt werden, daß die feindlichen Heere den seinigen in das Innere nachfolgen werden, um sich, durch Detachirungen, Gefechtsverluste und Krankheiten geschwächt, schließlich schlagen zu lassen. Gibt Rußland die Krim oder Finnland auf, so wird man diese Länder zuvörderst in festen Besitz nehmen und gegen eine Rückeroberung möglichst zu sichern suchen.

Das will so viel sagen als: Rußland ist mit seinen Vertheidigungsanstalten darauf hingewiesen, die Integrität seines territorialen Besitzes aufrecht und unverlezt zu erhalten, die Donau, die Küsten des schwarzen und des baltischen Meeres sind in diesem Sinne seine Defensiv-Frontlinien. Stellt sich, was kaum zu erwarten, die Möglichkeit eines offensiven Vorganges heraus, so ist sein Angriffsobject Konstantinopel. Der Besitz dieses Punktes und beider Meerengen entscheidet dann über den Krieg.

Zum Schluß noch der Wunsch, daß die Entscheidung im entgegengesetzten Sinne ausfallen möge!

W o c h e n b e r i c h t .

Die Rede des Abgeordneten Stahl in der ersten preussischen Kammer. — Der Ruf des Abgeordneten Stahl als eines ausgezeichneten Redners und das allgemeine Ansehen, das er als Führer der Rechten genießt, geben der Rede, die er kurz vor dem Schluß der Session über die vom Ministerium ange-tragene Creditbewilligung gehalten hat, ein ungewöhnliches Gewicht. Man konnte

erwarten, daß die Partei, welche bis jetzt sich nur durch leichte Plänkelleien, durch allgemeine Maximen und Stichwörter, die sie wie Fangbälle hin- und herwarf, an ihren Gegnern versucht hatte, sich einmal klar und zusammenhängend über ihren positiven Inhalt, über die Gesichtspunkte, die sie wahrhaft in dieser Frage von so unendlicher Wichtigkeit leiten, aussprechen würde. Allein diese Erwartung muß bei jedem, der die Rede aufmerksam und unbefangen liest, getäuscht werden. Wir kennen sehr wohl die große Gabe des Vortrags, die Stahl besitzt, und sind überzeugt, daß sich die Rede viel besser angehört hat, als man sie liest, wir wollen auch gern zugestehen, daß sie den Eindruck eines gewandten Plaidoyers, eines gut stilisirten journalistischen Leitartikels macht; aber das ist es doch nicht grade, was man von dem Führer einer Partei in einer Lebensfrage des Staats erwartet. Daß der Abgeordnete Stahl in einem Hause, in welchem es fast gar keine Opposition gibt, und welches von vornherein seiner Befähigung die beste Meinung entgegenbringt, durch gute Wiße und geschickte Deductionen sich den Beifall seiner Zuhörer erwarb, war nicht sehr schwierig; eine höhere Aufgabe aber wäre es gewesen, wenn auch nur seiner eignen Partei gegenüber, die Frage aus dem Niveau der Sympathien und Leidenschaften zu erheben und den Maßstab eines politischen Princips an sie zu legen. Dazu hat aber Stahl nicht einmal den Versuch gemacht. Er appellirt an die verschiedenen Interessen und Vorurtheile, die er bei seinen Zuhörern voraussetzt, und es kommt ihm dabei auch gar nicht darauf an, sich alle Augenblicke zu widersprechen; aber das, worauf es eigentlich ankommt, wird kaum berührt. Die Artikel der Kreuzzeitung, ja selbst das *Capriccio*, welches Herr v. Gerlach der zweiten Kammer zum besten gegeben hat, sind für uns „leuchtender“ gewesen, als die Rede des ehrenwerthen und gelehrten Mitglieds — wir bitten den Herrn Ministerpräsident um Verzeihung, daß wir darin von seiner Ansicht abweichen.

In der Einleitung spricht zwar der Redner seine Ansicht aus, die Herbeiziehung der politischen Frage gehöre gar nicht vor das Forum der Kammer. Allein abgesehen davon, daß diese Meinung viel royalistischer ist, als selbst die der Regierung, da der Vorsteher derselben der Kammer das Recht, den Credit abzulehnen, zuerkannt hat, da sich also auch von selbst verstehen muß, daß die einzelnen Redner ihre Gründe, warum die Kammer annehmen oder ablehnen soll, entwickeln müssen — abgesehen von diesem sehr natürlichen Einwurf, kommt es für die Beurtheilung der gegenwärtigen Rede gar nicht darauf an, ob der Redner die politische Discussion für passend hält oder nicht; er hat sich einmal darauf eingelassen, und in solchen Fällen macht es jeder so gut wie er kann. Wir müssen also die Rede grade so beurtheilen, als ob diese *Captatio benevolentiae* der Einleitung gar nicht vorgekommen wäre.

Wir wollen zunächst die Bemerkungen beseitigen, die Herr Stahl offenbar mehr für die Phantastie seiner Zuhörer, als für den Verstand irgend welches Menschen eingerichtet hat. — Zunächst die religiöse Frage. Herr Stahl findet ein Vergerniß darin, daß Christen sich auf Seite der Türken gegen die Griechen stellen: ein fast ebenso großes Vergerniß, als in dem mangelnden Feigenblatt der Marmorgruppen auf der Schloßbrücke; allein in seiner Rede kommt er selbst ganz richtig darauf, daß der europäische Weltbrand einen ganz andern Inhalt habe, als die Schlüsselfrage und die Note des Fürsten Menschikoff. Die Angelegenheit der Türkei ist nur die Ver-

anlassung, die einen in der Lage Europas mit Nothwendigkeit begründeten Conflict etwas früher, als man erwarten konnte, zum Ausbruch gebracht hat. Es ist damit grade so, wie in den ungarischen Kämpfen der Jahre 1848 und 49; auch damals hat sich wol die öffentliche Meinung nicht durch reine Sympathie für die Magyaren oder Croaten, sondern durch die Stellung bestimmen lassen, die diese wilden Völkerschaften in der Reihe der allgemeinen Interessen und Principien einnahmen. Ob man die Türken den Griechen vorzieht oder die Griechen den Türken, das ist eine Frage von ganz secundärer Bedeutung. Offenbar dehnt auch hier Herr Stahl die Solidarität der christlichen Interessen zu weit aus. Wenn er es einmal mit angesehen hätte, wie man vor dem Regiment einem Popen den geistlichen Rock auszog, ihn körperlich züchtigte und ihm dann, nachdem man ihm den Rock wieder angelegt, die Hände küßte, hätte er sich ferner von dem rasenden Aberglauben in den Gebräuchen und Dogmen des Orients etwas genauer unterrichtet, so würde er mit dem Kreuz von Golgatha nicht so freigebig gewesen sein. Ein türkischer Bezier soll in den früheren Jahrhunderten, als man ihm einen Krieg zwischen zwei europäischen Mächten meldete, geäußert haben, „es ist meinem Herren sehr gleichgiltig, ob der Hund das Schwein oder das Schwein den Hund beißt.“ Etwas Aehnliches würden wir jetzt sagen, wenn wir nicht eben einem aufgeklärteren Jahrhundert angehörten. Das Interesse an dem Kampf im Orient kann nicht aus einem Interesse für die Osmanen oder für die Montenegriner hergeleitet werden. —

Als eine ähnliche Bemerkung, die nur für die Phantasie bestimmt ist, betrachten wir auch die Beziehung auf das bekannte Testament. Offen gestanden, würde eine solche Beziehung sich besser im Munde des Herrn von Gerlach, als des berühmten Rechtslehrers ausnehmen, der sich doch wenigstens theoretisch mit Staatsangelegenheiten beschäftigt hat. Wenn Herr von Gerlach den hinterpommerschen Bauer, der es für unpassend hält, daß ein König seinen Schwager mit Krieg überziehe, als den Gipfel politischer Weisheit rühmt, so ist das seiner übrigen Haltung ganz angemessen; aber Herr Stahl sollte wissen, daß im Staatsrecht selbst testamentarische Verfügungen einer Revision unterliegen, wie dann erst testamentarische Empfehlungen, die unmöglich die später eintretenden Verhältnisse in Rechnung bringen können.

Beseitigen wollen wir ferner die Frage, ob Preußen als Großmacht und als Mitglied der Wiener Conferenz die Verpflichtung habe, gegen das Unrecht, das der Pforte von Rußland widerfährt, mit gewaffneter Hand einzuschreiten. Wir glauben, daß unsre Freunde auf diesen Umstand im Eifer der Sache ein viel zu großes Gewicht gelegt haben. Ultra posse nemo obligatur. Wenn Preußen sich zu schwach fühlt oder auch nur wenn es mit seinem Interesse nicht für vereinbar hält, an dem Kriege theilzunehmen, so legt ihm sein Titel als Großmacht keine Verpflichtung auf. Wir stimmen mit Herrn Stahl vollkommen darin überein, daß Preußen die Sache nicht vom europäischen, nicht vom völkerrechtlichen, sondern vom preussischen und deutschen Standpunkte aus betrachten soll. Es soll sich ernsthaft die Frage vorlegen, wie es in diesem Conflict am besten seine Ehre und sein Interesse zu vertreten habe und nur von diesem Gesichtspunkte, von keinem andern soll es sich bestimmen lassen. Was die Ehre Preußens betrifft, so hätten wir Herrn Stahl doch ein feineres empfindlicheres Gefühl dafür zugetraut. Die Redensarten mit

dem „europäischen Concert“ und „Musikanten“ wollen nicht viel sagen, und noch viel weniger die unglückseligen Anspielungen auf Neuschatel. Frankreich, obgleich es ein sehr feines Ehrgefühl hat, fing wegen des Pavillons der Königin Pomare doch keinen Krieg mit England an, und es handelte darin sehr weise. Für uns hat aber Neuschatel grade so viel Bedeutung, wie der Pavillon der Königin Pomare für Frankreich. Studenten mögen sich untereinander raufen, wenn der eine dem andern den Ellenbogen berührt, für Staaten wäre ein solches Verfahren kindisch. Aber in einem andern Punkte hätte Herr Stahl, der freilich nur ein Adoptivsohn Preußens ist, etwas lebhafter empfinden können. Als der Kaiser von Rußland dem Lord Seymour erklärte, es sei ihm nur an der Meinung Englands etwas gelegen, mit Oestreich sei er einig, und was die andern dächten wäre ihm einerlei, so konnte er damit außer Frankreich nur Preußen bezeichnen. Gegen Frankreich war damit nur Feindseligkeit ausgedrückt, gegen Preußen aber die offene Geringschätzung, und die Bekanntmachung dieses Ausspruches von einem Souverän, der so zu Preußen steht, wie Kaiser Nikolaus, mußte das preußische Ehrgefühl auf das empfindlichste verletzen. Wir sind keinesweges der Ansicht, daß Preußen deswegen mit Rußland hätte Krieg anfangen sollen, denn das wäre studentisch gewesen, es mußte nur daraus lernen, daß verwandtschaftliche Rücksichten in der Politik nicht maßgebend sein können. Daß aber Herr Stahl diese Ehrenkränkung Preußens in dem ironischen Tone behandeln konnte, wie er es wirklich gethan, wie er es unter dem Beifall des versammelten preußischen Adels gethan, das würde uns allerdings in Erstaunen setzen, wenn wir nach dieser Seite hin nicht längst alles Staunens entwöhnt wären.

Wir gehen auf den eigentlichen Inhalt der Rede über. In dem einen Theil geberdet sich Herr Stahl wie ein Mitglied des Friedenscongresses: er schildert die Noth des Krieges, als ob er Richard Cobden selbst wäre, und er stellt die bekannten Revolutionärs im Schlafrocke und Pantoffeln als wüthende Raufbolde dar. Er hätte sich diese Mühe ersparen können. Es ist niemand, der nicht mit Grauen dem furchtbaren Unheil, das über die europäische Civilisation hereinbricht, entgegenfäh; aber wir waren der Meinung, daß dieses Unheil durch die einmüthige Haltung Europas gegen Rußland längst hätte abgewendet werden können. Der Kaiser hat England früher die verlockendsten Anerbietungen gemacht, Aegypten, Candia u. s. w.; damals leistete ihm die englische Regierung einen höchst ehrenvollen Widerstand. Wenn das die vier Mächte im Wiener Congreß gleichfalls gethan hätten, so hätte gewiß der russische Kaiser Weisheit genug besessen, um einen europäischen Conflict zu vermeiden. Hätte er sie aber nicht besessen, dann wäre dies das hinreichendste Zeichen von der Nothwendigkeit eines Krieges gewesen, um einem Zustande ein Ende zu machen, in dem die Willkür des einen über alle andern gebietet. — Wir glauben ferner noch heute, daß das sicherste Mittel zur Wiederherstellung des Friedens das einmüthige Vorgehen der vier Mächte ist. Grade weil Rußland und Frankreich allein den Krieg nicht entscheiden können, müssen wir voraussehen, daß auch wir, ob wir es wollen oder nicht, darein verwickelt werden. „Wir wünschen,“ sagt Herr Stahl, „die Nichtbetheiligung Preußens an dem gegenwärtigen Kampfe und wünschen, daß ohne Feindschaft gegen die Westmächte das alte Verhältniß zu Rußland gewahrt bleibe.“ Das ist nun ein Wunsch, der

zwei widersprechende Dinge einschließt und bei dem man leicht herauskennt, daß Herr Stahl seine eigentliche Meinung nicht offen ausspricht. Früher hat die Kreuzzeitung auf das lebhafteste und ausdauerndste nachgewiesen, daß eine längere Neutralität Preußens unmöglich sei, daß daher Preußen mit Rußland gehen müsse; das wünscht sie im Grunde noch, aber sie sucht es auf anderm Wege zu erreichen. Sie weiß sehr wohl, daß eine Neutralität in der Art wie sie hier verstanden wird, nothwendig zum Kriege mit den Westmächten führen muß; aber sie weiß auch, daß diese Eventualität einem großen Theil ihrer Freunde in und außerhalb der Regierung nicht sehr angenehm sein wird, und darum freut sie ihnen den Sand der Friedenshoffnungen in die Augen. Daß diese Hoffnungen eine Illusion sind, daß eigentlich immer das Bündniß mit Rußland als das letzte Ziel festgehalten wird, das blickt aus dem Fortgang der Rede deutlich genug hindurch.

Hier kommen wir auf den Kernpunkt der Frage, auf die russischen Sympathien, auf die angebliche Solidarität der conservativen Interessen. Auch hier spielt Herr Stahl im ganzen eine undankbarere Rolle, als sein Freund in der zweiten Kammer. Herr v. Gerlach hat zu oft und laut seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß für die Aufrechthaltung der christlichen Ordnung Wiedereinführung der Prügelstrafe die Hauptsache sei, um durch seine Vorliebe für Rußland irgend ein erhebliches Befremden zu erregen; und seine übrigen gleichgestimmten Freunde, die allenfalls die Städte vom Erdboden vertilgen würden, wenn nur der Gutsherr im alten Verhältniß zu seinen Unterthanen bleibt, denken auch ganz folgerichtig, wenn sie um jeden Preis mit Rußland gehen möchten. Aber Herr Stahl ist kein Fanatiker der Peitsche, er möchte, wenn es anginge, neben dem christlich-conservativen Princip auch gern die moderne Bildung bewahren; er muß also in dem Ausdrucke seiner Sympathien behutsamer sein. Er protestirt gegen seine Vorliebe für die russischen Staatseinrichtungen und erinnert die Liberalen sehr geschickt an das Napoleonische Regiment. Wir nehmen den Vergleich an, denn wir stimmen darin mit Herrn Stahl ganz überein, daß die nationale Sympathie zwar nicht das einzige, aber doch ein sehr wichtiges Moment für die Entscheidung solcher Fragen ist. — Um die Engländer gar nicht zu erwähnen, haben wir noch immer trotz der Aufhebung der parlamentarischen Staatsform starke Sympathien für die Franzosen, nicht weil sie ein revolutionäres, sondern weil sie ein bildungsfähiges Volk im höchsten Stile sind. Es ist ein Unglück für die Franzosen, daß ihnen durch den Absolutismus die altgermanische organische Gliederung des Staates verloren ist, daß die Bureaucratie die politischen Lebensfunctionen der Bürger in sich gesogen hat; aber noch immer behaupten sie in voller Stärke die schöne Freiheit der Individualität und die elastische Gestaltungskraft. Der einzelne Franzose ist eine wohlthunende Erscheinung, denn er ist durch Stolz und Nationalgefühl geadelt und bewegt sich in den leichtesten Formen, und das Ganze versinkt auch beim schwersten Sturm nie in das Chaos, sondern gliedert sich schnell zu einer mächtigen und geordneten, wenn auch nur flüchtigen Gestalt. In Rußland dagegen sehen wir nichts als das Walten der altorientalischen Substanz, um diesen sehr bezeichnenden Ausdruck Hegels beizubehalten. Der Despotismus ist dort nicht etwas Zufälliges, Vorübergehendes, sondern mit Nothwendigkeit im Wesen des Volks begründet; es ist ein Volk von Sklaven, das nur in der Masse bewegungsfähig ist. Das russische Reich drückt jetzt

denselben Gegensatz zum Abendland aus, wie im Alterthum die Perser, im Mittelalter der Islam; es hat jetzt dieselbe Machtfülle erlangt und steht dem Abendlande ebenso furchtbar gegenüber wie jene beiden Reiche, und da auch das Abendland im englischen Staat sich zu einer Weltmacht zusammengerafft hat, so ist früher oder später eine Weltkatastrophe nicht mehr zu vermeiden. Es fragt sich nun, nach welcher Seite unsre Sympathien uns ziehen. Betrachten wir freilich vereinzelte Erscheinungen im preussischen Staate, z. B. noch neuerdings die Rede eines hochgestellten Mannes, der im Gegensatz gegen die Freiheit nicht die schöne Loyalität eines Edlen, der sich mit seinem Herrscher eins weiß, sondern die abstracte Dienstbarkeit feierte, den blinden Gehorsam auch gegen falsche Gebote, so sollte man glauben, wir wären bereits halb russisch; indessen diese Erscheinungen sind glücklicherweise noch ziemlich vereinzelt.

Ein Zusammenstoß muß erfolgen, aber er kann noch hinausgeschoben werden. Nun kann kein Moment gedacht werden, der günstiger für Deutschland wäre, als der gegenwärtige. Leicht hätten England und Frankreich den Krieg vermeiden können, wenn sie sich mit Rußland vereinigt und jeder einzeln seine Machtfülle vergrößert hätte, während Deutschland zurückgeblieben wäre. Sehr leicht kann das auch noch geschehen, denn die Engländer und Franzosen werden sich hüten, einen langen resultatlosen Krieg zu führen. Wenn dann die Türkei unter die drei Mächte getheilt sein wird, bleibt ihnen vor der großen Weltkatastrophe nichts weiter zu theilen übrig als Deutschland, das ihnen grade so günstig gelegen ist, als ehemals Polen. Das Gleichgewicht, welches Herr Stahl so sehr ersehnt, bleibt auch dann festgestellt. — Was man conservative Interessen für das europäische Gleichgewicht nennt, ist für Deutschland absolut destructiv. Herr Stahl meint zwar, wenn nur Rußland einerseits, andererseits die Westmächte gleich stark bleiben, so hätte Deutschland nichts zu befürchten, denn der eine würde den andern hindern, es zu nehmen. Abgesehen von dem sonderbaren Nationalgefühl, das in dieser Auffassung liegt, ist sie auch falsch; denn die Expansivkraft beider Theile dauert fort und was dazwischen liegt, wird verschlungen. Dann werden die Deutschen weit entfernt, die Rolle eines „Kapellmeisters“ zu spielen, auch nicht einmal mehr die „Musikanten“ sein dürfen.

Der Gegensatz, den Herr Stahl als das Symbol des gegenwärtigen Kampfes aufstellt, Revolution und Antirevolution, paßt im gegenwärtigen Augenblick noch nicht. Freilich versteht er unter Revolution nicht das, was der gemeine Mann darunter versteht, sondern das höchst organische Streben nach freien, abgerundeten, einen nationalen Inhalt ausdrückenden Staaten; aber der Gegensatz kann sich verwirklichen. Tritt jene Vereinbarung der kämpfenden Staaten zum Nachtheil Deutschlands nicht ein, so werden beide Theile die revolutionären Mächte ins Feuer schicken müssen, d. h. sie werden die innern Krebschäden der Staaten benutzen, um diese zu tödten. Wie Rußland jetzt die Türkei revolutionirt, so werden es die Westmächte zunächst mit Italien, Ungarn und Polen machen, und dieser mächtigen Erregung wird sich Deutschland nicht entziehen können. Wenn wir also die wirklichen Staaten Deutschlands, wenn wir Oestreich und Preußen auffordern, in ihrer vollen Kraft die Kriegsrüstung anzulegen, so geschieht das nicht, um die Revolution herbeizuführen, sondern sie unmöglich zu machen. Nicht kühn und mächtig empor-

strebende Staaten haben eine Revolution zu fürchten, nur die Stagnation ist Deutschlands Tod, jener Verwesungsproceß, aus dem das tolle Jahr hervorging, und in den uns Herr Stahl und seine Schule gern von neuem wieder stürzen möchte. —

Berlin, 1. Mai. Die einzelnen Schritte einer unklaren und inconsequenten Politik mit Billigkeit zu beurtheilen, ist eine schwierige, dornenvolle Aufgabe. Man befindet sich immer in der Gefahr, von den Grundfehlern, deren Nachwirkungen jeden folgenden Act unvermeidlich ankränkeln müssen, lediglich deshalb ganz zu abstrahiren, weil sie hätten vermieden werden können; während doch ein praktisches Urtheil über das im Augenblick Nothwendige die ganze Summe begangener Fehler mit in Anschlag bringen und von den gegebenen Verhältnissen ausgehen muß, mögen sie durch einen reifen Calcul oder durch Thorheit und Muthwillen ihre Gestalt erhalten haben. Hauptsächlich dieser Schwierigkeit wegen, und nicht bloß wegen der Unzulänglichkeit der thatsächlichen Unterlagen habe ich bisher Anstand genommen, eine Meinung über die Bedeutung des österreichisch-preussischen Schutz- und Trugbündnisses in der Form, die ihm durch einen Compromiß stark divergirender Tendenzen gegeben wurde, zu äußern. Die verbreitetste Ansicht ist, daß Preußen durch den Vertrag einen Schritt vorwärts auf der richtigen Bahn gethan habe. Ich muß gestehen, daß ich auf Grund der Ueberzeugung, Deutschlands Interesse könne bei der gegenwärtigen Verwicklung nur dann gewahrt werden, wenn Preußen, und nicht Oestreich die Initiative gegen Rußland ergriffe, von vornherein den Vertrag nicht sehr günstig ansah; doch auch jetzt, nach den allerdings nur immer fragmentarischen Veröffentlichungen über den Vertrag kann ich der verbreiteteren Ansicht nicht beitreten, muß vielmehr glauben, daß dieselbe lediglich in dem sehr tief gesunkenen Barometerstande unsrer Hoffnungen und Ansprüche ihre Erklärung findet.

Als ich in meinem letzten Briefe die Bemühungen der Kreuzzeitungspartei besprach, den Vertrag zu verallgemeinern, äußerte ich zugleich meine Bedenken über die Zulässigkeit eines ganz allgemein gehaltenen Schutz- und Trugbündnisses zwischen zwei Großmächten, deren Interessen vielfach auseinandergehen, und über den inneren Widerspruch eines solchen Uebereinkommens mit der Souveränität der Staaten. Zur Sicherung der letzten war unvermeidlich, daß die Verpflichtung zur Hilfeleistung im Falle eines Angriffskriegs von dem vorherigen Einverständnis beider Mächte abhängig gemacht wurde, und durch eine solche Clausel wurde die praktische Entscheidung den speciellen Verabredungen über jeden bestimmten Fall vorbehalten, d. h. die Bedeutung des allgemeinen Schutz- und Trugbündnisses auf die einer ausdrücklichen Einladung zu diplomatischer Controverse reducirt. Die Schwierigkeit, die verallgemeinernden Tendenzen unsrer Kreuzzeitungspartei mit den praktischen Bedürfnissen des Augenblickes, welche Oestreich zur Eröffnung dieser Verhandlungen bestimmten, in Einklang zu bringen, hat sich augenscheinlich so fühlbar gemacht, daß man sich entschloß, sie zu umgehen: man hat einen allgemeinen Vertrag contra quoscunque abgeschlossen, mit der einschränkenden Clausel von der Nothwendigkeit eines vorherigen Einverständnisses; aber man hat officiösen Mittheilungen zufolge, zu gleicher Zeit dem allein praktischen Gesichtspunkte in einem andern Vertrage gehuldigt, in welchem für einen bestimmten Fall die Nothwendigkeit gegenseitiger Unterstützung auch ohne den Vorbehalt eines künftigen Einverständnisses zugestanden ist. Es ist interessant, daß der unerhörte Act eines ganz richtungslosen Schutz- und Trugbündnisses zwischen zwei Großmächten, mit dem unsere Russenfreunde die Weltgeschichte durchaus bereichern wollten, nicht vollzogen werden konnte, ohne daß der bon sens sofort die Unbrauchbarkeit dieser absonderlichen Neuerung für den concreten Fall durch den Abschluß eines auf eine bestimmte Eventualität berechneten Separatvertrages constatirte.

Die Bedeutung des Vertrages für die nächste Zeit liegt in der durch den Separatvertrag vorgesehenen Eventualität, über welche unseres Wissens noch keine Mittheilung in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Das Preuß. Wochenblatt, welches gut unterrichtet zu sein pflegt, versichert indeß: „Der Krieg gegen Rußland, zur Durchführung der in dem Wiener Protokoll niedergelegten Grundsätze ist nicht in dem Vertrage von vornherein als eine solche Eventualität hingestellt, wo die Initiative mit dem Recht auf Unterstützung freigegeben ist.“ Darnach gewinnt die Angabe an Glaubwürdigkeit, daß eine Occupation Bosniens und Serbiens durch österreichische Truppen, insofern dieselbe nicht eine Action gegen Rußland, sondern lediglich eine Pfandnahme à la Nesselrode bedeutet, der in dem Separatabkommen vorgesehene Fall ist, in dem Preußen ohne weiteres zur Aufstellung einer Reservearmee sich verpflichtet hat. Diese Auffassung wird durch den Umstand unterstützt, daß man geglaubt hat, den Vertrag dem russischen Gesandten mittheilen zu können; ferner durch die Zusammenziehung des österreichischen Beobachtungscorps an den Grenzen der genannten türkischen Provinzen und nicht in Siebenbürgen oder der Bukowina; endlich durch die Räumung der kleinen Walachei seitens der russischen Truppen, — eine Maßregel, die deshalb, weil sie auch aus militärischen Gründen empfehlenswerth scheint, nicht ausschließlich aus militärischen Gründen angeordnet zu sein braucht.

Was hat die europäische Sache, was hat Deutschland und Preußen durch ein solches Abkommen gewonnen?

Die große Verwicklung wird mit einer neuen Schwierigkeit dadurch bedroht, daß den österreichischen Staatsmännern die Versuchung nahegelegt wird, im Vertrauen auf Preußens Hilfe ihre Hand auf türkisches Eigenthum zu legen, ohne die Zustimmung der Pforte abzuwarten. Damit würden die deutschen Mächte ein verhängnißvolles Analogon zur Praxis der russischen Politik liefern, und schwerlich im Stande sein, den Westmächten die Ueberzeugung beizubringen, daß ein solches militärisches Auftreten im Geiste der Wiener Protokolle liegt.

Erfolgt die Occupation Serbiens und Bosniens aber mit Zustimmung des Sultans, so kann die letztere jetzt, nach der Räumung der kleinen Walachei, lediglich durch eine von Montenegro aus angezettelte, slawische Bewegung veranlaßt werden. Oesterreichs Action würde sich dann auf die Unterdrückung eines nationalen Aufstandes beschränken, ohne mit Nothwendigkeit eine bestimmte antirussische Richtung anzunehmen. Eine solche Thätigkeit würde am meisten dem Geiste des Staatsmanns zusagen, der die hohe Politik von dem Standpunkte der Feuerlöschordnung zu betrachten liebt.

Es ist ganz richtig, daß ein slawischer Aufstand im Interesse Rußlands liegt, und daß seine Unterdrückung ein indirecter Kampf gegen den Fortschritt der russischen Waffen auf der Balkanhalbinsel ist. Wir geben sogar zu, daß Oesterreich bei einer solchen Thätigkeit möglicherweise Conflicten mit Rußland entgegengeht, d. h. der europäischen Sache auf einem Umwege wieder zugeführt werden kann. Aber selbst dieser günstigste Fall scheint uns vom deutschen Standpunkte aus viel weniger wünschenswerth, als die Ereignisse, welche aller menschlichen Voraussicht nach ohne den österreichisch-preussischen Vertrag bei einer natürlichen Entwicklung der Dinge erfolgt wären.

Wird nämlich Preußen und Deutschland auf diesem Umwege in die europäische Strömung hineingezogen, so liegt der Anlaß zu ihrer Action — die Unterdrückung der slawischen Bewegung — in Interessen, die weder preussische noch deutsche sind. Es würde dann wieder bestätigt werden, daß Deutschland kein selbstständiges Wesen ist, welches zur Sicherstellung seiner eignen Lebensbedingungen, um seiner selbst willen, an dem großen europäischen Kampfe theilnimmt, sondern nur eine seelenlose Masse, die für fremde Zwecke von fremden Kräften hin- und hergeschoben wird.

Dieser von neuem constatirten Thatsache gemäß würde dann auch die Frage, wann und unter welchen Bedingungen dem Kampfe gegen Rußland ein Ziel zu stecken sei, ausschließlich nach den Interessen der Westmächte und höchstens nach den außerdeutschen Interessen Oestreichs entschieden werden; Rußland würde nicht so weit zurückgebrängt werden, daß wir, seines zerstörenden Einflusses entledigt, froh einer größern Selbstständigkeit entgegengehen könnten. Die niederdrückende Ueberzeugung, daß wir eigentlich nicht für uns selbst, sondern für fremde Zwecke und auf fremdes Commando in den Kampf gehen und daß uns die Frucht des Sieges schwerlich zufallen wird, müßte die Energie der Action tödtlich lähmen und uns den Segen einer nationalen Erhebung aufs bitterste verkümmern.

Setzen wir den Fall, daß Oestreichs vortreffliche Intention, Preußen zu einem bestimmten Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland zu bewegen, an dem Widerstreben des Berliner Cabinets vollständig gescheitert, ohne einen zweideutigen Compromiß herbeizuführen, dann wäre Oestreich zunächst vielmehr als es jetzt der Fall ist, vor der schweren Versuchung bewahrt worden, Schritte zu thun, die zu den schlimmsten Verwicklungen führen können und die, im günstigsten Lichte betrachtet, von der geraden Bahn abführen. Es würde ferner für andere, directer zum Ziel führende und mit der Action der Westmächte, in größtem Einklang stehende Maßregeln freie Hand behalten und dieselben nicht in der Hoffnung, ein Einverständniß mit Preußen erzielen und dadurch die vertragmäßige preussische Unterstützung erwirken zu können, zum Nachtheil der großen Sache verzögert haben. Auf sich selbst gewiesen, würde Oestreich seine durch die Verhandlungen mit Preußen sistirten Schritte auf der Bahn der Annäherung an die Westmächte beschleunigt haben und sein baldiger Beitritt zur Convention der Westmächte, der jetzt durchaus zweifelhaft ist, würde mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten gewesen sein. Dieser Act hätte dann auch für Deutschland und Preußen den Anstoß zur Thätigkeit gegeben.

Wenn Oestreich infolge seines offenen Beitritts zum englisch-französischen Bündniß an den militärischen Operationen sich betheiligte, so würde der offenliegende Zweck seiner Action derselbe sein, den die Westmächte verfolgen: die Bändigung eines übermächtigen Staates von gefährlichem Charakter. Dieser Zweck ist zugleich ein rein deutscher; ja, er ist für uns von viel durchgreifenderer Bedeutung als für die Westmächte, und Deutschland kann damit zufrieden sein, wenn es durch Oestreichs Vorgehen für eine solche Sache in Thätigkeit gesetzt wird. Dann würde es für sich selbst kämpfen.

Gegen den großen Vortheil, der Deutschland aus der natürlichen Entwicklung, welche zu einem Anschluß Oestreichs an das englisch-französische Bündniß führt, erwachsen würde, können wir den Nachtheil einer zeitweiligen Isolirung Preußens nicht in Anschlag bringen. Die Gefahr einer Isolirung für Preußen war eben deshalb, weil sie zu groß, zu augenscheinlich ist, nicht sehr bedenklich. Es würde dann Preußen nichts übrig geblieben sein, als dem Schritte Oestreichs auf das schleunigste zu folgen. In einer Politik, die sich nur durch die äußerste Noth bestimmen läßt, liegt freilich keine Ehre. Aber wir müssen fragen: wo liegt denn bei den durch den östreichischen Vertrag in Aussicht gestellten Eventualitäten die Ehre für Preußen? Ist es Ehre für uns, wenn preussische Truppen in denjenigen östreichischen Landen, aus denen die östreichische Heeresmacht herausgezogen ist, um zu Kampf und Sieg geführt zu werden, als müßige Zuschauer aufgestellt oder höchstens zu Feuerlöschdiensten verwendet werden? Und wird unsre Ehre durch den Umstand vermehrt, daß wir diese Rolle nicht aus Noth, sondern aus freier Wahl ergriffen? Wenn wir nun einmal nicht der Einsicht, sondern nur dem Zwange gehorchen wollen, so ist es als Glück zu betrachten, wenn wir zu großen Dingen, bei denen Ruhm zu ernten ist, gezwungen werden. —

Aus Konstantinopel den 17. April. Weiße Östern in Stambul! So oft ich in den letzten Tagen früh Morgens erwachte, waren Straßen und Dächer mit Schnee bedeckt, der auch geraume Zeit liegen blieb und oft um Mittag noch nicht ganz verschwunden war. Sie sehen daraus, daß wir diesmal hier ganz besonders hart vom Winter heimgesucht werden, und daß meine frohen Frühlingshoffnungen, die ich Ihnen vor zwei oder drei Wochen schrieb, und welche mit mir die ganze hiesige Bevölkerung theilte, unerfüllt geblieben sind. Es ist wieder lothig in den Gassen; die Damen schreiten aufs neue auf hohem Kothurn einher, d. h. auf jenen Holzschuhen mit doppelten Absatz oder Untersätzen, die man hier Pantinen auch wol Kalenzen nennt und vermöge deren allein es möglich ist, durch den tiefen Koth mit gelben Pantöffelchen zu passiren.

In den letzten Tagen sind verschiedene Steamer hier eingelaufen, darunter zwei, denen eine höhere Bedeutung, als den andern beizulegen ist. Der eine brachte einen Theil der von der Pforte geliehenen dreihundert Millionen Piaster, wie man sagt, im Belaufe von 10 Millionen Franken; der andere war ein Truppenschiß und hatte 2000 Mann, zumeist Hochländer, am Bord. Letzteres Schiß langte am Freitag hier an, indeß war es außer Stande, die Mannschaften noch an demselben Tage ans Land zu setzen, da die See hoch ging und Unglücksfälle befürchtet wurden. Die Ausschiffung fand deshalb erst am Sonnabend mittelst eines kleinen Dampfers statt. Wie man mir sagt, sind diese ersten britischen Ankömmlinge in der Kaserne von Hayder-Pascha, zwischen Skutari und dem Dorfe Kadiköj untergebracht worden.

In einem meiner letzten Briefe drückte ich Ihnen mein Befremden darüber aus, daß seitens der verbündeten Seemächte noch keine Maßregeln ergriffen worden seien, um Barna, den wichtigsten Ausschiffungspunkt auf der ganzen bulgarischen Küste, zu decken, und schon früher, bei Gelegenheit der Erörterung der nächsten Folgen des Donauübergangs bezeichnete ich Ihnen ebendenselben Platz als wahrscheinliches nächstes Operationsobject der russischen Armee. Die Wichtigkeit Barnas liegt dermaßen auf der Hand, daß dieselbe von dem hiesigen, nicht militärischen Publicum klar herausgeföhlt wird, und in diesen Tagen konnte man ganz dieselben Ansichten und Befürchtungen auf der Gasse und in Kaffeehäusern vernehmen. Endlich verlautete gestern, man habe von Gallipoli direct Truppen nach Barna dirigirt. Dieselben müßten den Bosphor nothwendig passirt haben, und da von einem Durchgehen irgend welches bedeutenderen Dampfers durch die Meerenge nichts verlautet, so wird die Sache damit ziemlich ungewiß und dürfte sich leztlich auf ein leeres Gerücht reduciren.

Je mehr es mein inniger Wunsch ist, daß die Maßregeln für den englisch-französischen Hilfskrieg gut getroffen werden möchten, desto schmerzlicher ist es mir, gleich anfangs so eclatanten Fehlern begegnen zu müssen. Die Gefahr, welche Barna in diesem Augenblick läuft, ist so unzweifelhaft, die Mittel, es zu decken, sind so reichlich schon vorhanden, es ist dieser Punkt so unwidersprechlich der beste Ausschiffungsplatz längs des ganzen bulgarischen Gestades, daß es blindsein heißt, wenn man die Nothwendigkeit verkennt, so schnell es möglich zu machen ist, eine starke Hand auf ihn zu legen. Man hat die Flotte hingeschendet, und damit ist etwas geschehen, indeß nicht genug, zumal wenn es sich bestätigen sollte, daß der größere Theil derselben gen Odessa steuerte.

Mehr unzufrieden, wie mit den allirten Schuzmächten möchte man in diesem Augenblick mit den bei der Kriegsführung theilhaftigen türkischen Behörden selbst sein. Nicht zu leugnen ist, daß dieselben im vergangenen Jahre eine anerkennenswerthe Energie entfalteten; aber, seltsam zu sagen: mit der Gewisheit des auswärtigen Schuzes scheint dieselbe zu erlahmen. Man ist hier mit Omer Pascha nicht wenig unzufrieden, und dennoch dürfte dieser Heerführer unter den hohen Würdenträgern derjenige sein, welcher den mindesten Tadel verdient. Risa Pascha, der Seraskter oder Kriegsminister, ein Mann, der nicht nur Einsicht hat, sondern auch Willenskraft, und der in allen sonstigen Stellungen Eifer bewies, ist zwar immer noch einer der thätigsten unter den Leitern des Cabinets, aber ich möchte behaupten, daß seine gegenwärtigen Leistungen, in Anbetracht der frühern, nicht im rechten Verhältniß zu den Anforderungen des Moments stehen. Man müßte, sollte ich meinen, mit den neuen Formationen, mit der Organisation der Besatzmannschaften schon weiter vorgeschritten sein.

Was die Einleitungen der Westmächte zum orientalischen Feldzuge anlangt, so muß ich gestehen, daß die Langsamkeit, in der Engländer und Franzosen untereinander gleichsam wetteifern, mich im höchsten Maße in Erstaunen setzt. In einer Zeit, wo man über Dampfschiffe, d. h. über ein keinen Zufälligkeiten unterworfenenes, von Wind und Wetter unabhängiges Transportmittel zu verfügen hat, sollte der Transport von 20,000 Mann von England nach Konstantinopel füglich nicht mehr als drei Wochen hinwegnehmen. Anstatt dessen sind nunmehr, seit Einschiffung des ersten Bataillons in Southampton bereits sechs Wochen vergangen, und anstatt 20,000 Mann haben wir erst den zehnten Theil davon hier. Es ist ein Glück, daß Schnelligkeit auch nicht die starke Seite der russischen Kriegsführung ist.

Der heutige und gestrige Tag waren hohe Festtage für die hiesige perotische Bevölkerung, die, soweit sie nicht griechisch-, römisch-katholisch ist. In der grande rue de Péra war an beiden Vormittagen kaum hindurchzukommen. Die fremden, französischen und englischen Offiziere treten immer massenhafter auf; wie staunt der Türke diese bunten Uniformen, diese Chasseurs, Lanziers und Husaren an! Wie ist ihm dies alles fremd, neu und imposant! In einigen Hinsichten haben die französischen Blätter recht, wenn sie sich von der Anwesenheit beider Expeditionsheere bedeutende Resultate rücksichtlich der Veränderung der türkischen Weltanschauung versprechen: die Begriffe von der Macht der westlichen Staaten werden eine unberechenbare Steigerung erfahren.

Alles kommt jetzt darauf an, was zunächst die Hilfe ausrichten wird, und es ist dabei nicht zu verkennen, daß man den ersten Resultaten, die englische oder französische Waffen gewinnen möchten, eine ganz besondere Bedeutung zuschreiben haben wird. Meine nächsten Briefe können darüber allerdings noch nichts enthalten — indeß muß man erwarten, daß bis Mitte Mai, also binnen drei oder vier Wochen etwas Entscheidendes geschehen sein wird. Eine weitere Verlängerung des Verzuges dürfte die ernstesten Folgen nach sich ziehen.

Nachschrift. Eben ist ein neuer englischer Steamer mit Truppen angelangt, die vor Skutari ausgeschifft werden. Zwei andere Truppenschiffe gingen kurz zuvor durch die Meerenge, wie man mir sagt, mit der Bestimmung nach Varna. Es ist die höchste Zeit für das Anlangen der Hilfe. —

Pariser Brief. — Von Oestreich das Beste zu hoffen ist hier noch immer offizieller Ton, aber es befremdet, daß bei der großen Cordialität die Hochzeitsfeierlichkeiten des Kaisers von Oestreich unsren Journalen so wenig Stoff zu schmeichelhaften Beschreibungen geben. Im Publicum interessirt man sich nicht viel dafür. Die Chinesen in der Porte St. Martin und die Chinesen im Circus, welche beide sich, im Vorbeigehen gesagt, hier ebenso heftig bekriegen wie daheim im himmlischen Reiche, nehmen die Neugierde des Pariserthums mehr in Anspruch, als was am östreichischen Hofe vorgeht, und das Interesse, das noch nicht ganz von den orientalischen Angelegenheiten verschlungen worden, sucht in den vielen neuen Stücken und in einigen skandalbietenden literarischen Erscheinungen Nahrung. Sie werden mir nicht zumuthen, Ihnen von den Memoiren der emeritirten Lorette Mogador oder von dem Treiben Dumas in seinem Mousquetaire zu berichten und ich will mich daher darauf beschränken, etwas über die Theater zu sagen. Das Theater français gibt seit zwei Tagen das Drama von Paul Foucher „Mlle. Niffé“. Der Stoff ist einer wahren Begebenheit aus der Zeit der Regence entlehnt. Ein junges Mädchen wurde vom Grafen Ferréol, dem damaligen Geschäftsträger Frankreichs in Konstantinopel, gekauft und in Europa erzogen. Das junge Mädchen verliebt sich in einen Maltheseritter, wird von ihrem Wohlthäter geliebt und schwankt zwischen den Gefühlen ihrer Leidenschaft und der Dankbarkeit. Die Geschichte endet auf eine wenig dramatische Weise. Paul Foucher läßt seine Heldin am gebrochenen Herzen sterben. Das Stück selbst wird durch das vortreffliche Spiel der Madame Allan Samson und eines Debutanten Gandeille am Leben erhalten. Es ist das, was man hier in der Journalistensprache einen succès d'estime nennt. Im Theater de la Gaite wird von demselben Verfasser ein unter Mitarbeiterschaft mehrerer dramatischer Geburtshelfer dem Romane une bonne aventure von Sue entlehntes Stück gegeben, das von der Kritik einstimmig als *Fiasco* begrüßt worden, mit dem aber Frederic Lemaitre täglich volle Häuser macht. Der zahn- und stimmlose Schauspieler weiß durch seine Kunst noch immer das Publicum zu fesseln und diesmal ist sein Erfolg um so verdienstlicher, als die Pariser Kritik nicht so leicht zum allgemeinen Tadel eines von einem Journalisten herrührenden Stückes sich hinreißen läßt. Bestimmend ist das Urtheil zwar auch nicht und ich bin nach dem Wenigen, was ich in einer Repetition davon gesehen, der Meinung, daß Fouchers bonne aventure um kein Haar schlechter ist, als viele der gepriesenen Boulevardstücke. Das Palais Royal hat nach einer langen Ebbe auch endlich einmal einen Erfolg gefunden und wer herzlich lachen will, sieht 33,333 Franken 33 Centimen par jour an. Im Gymnase wird Emile Augiers und Jules Sandeaus le gendre de Mr. Poirier gegeben. Das ist zur Abwechslung eine neue Satire auf den geldarmen Adel Frankreichs. Jules Sandeau liebt diese Art Stoffe sehr und man müßte die Sprache der Gazette de France und der Salons eines geringen täglich abnehmenden Häufleins von Faubourg St. Germain ernst nehmen, um die Vorliebe für diese posthumen Vorwürfe zu begreifen. Das neueste Stück dieser Compagniedichter ist, von einigen allerdings wesentlichen Mängeln der Erfindung abgesehen, vortrefflich und der Ausführung und Darstellung nach als überaus gelungen zu bezeichnen. Ein reicher Tuchfabrikant, der sich hinter seine Geldsäcke zur Ruhe setzen wollte, wird vom politischen Ehrgeize wieder hervorgelockt und sucht durch einen ruinirten Marquis, dem er seine Tochter gibt, zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Der Marquis, dessen Anschluß an die Julidynastie unsern patrsfüchtigen Bourgeois ins Luxemburg bringen könnte, will aber seinen Grundsätzen und seiner aristokratischen Faineantise zu Liebe nichts von den Anträgen seines Schwiegervaters wissen. Dieser beschließt durch Zusammenziehung seines sonst allen Capricen des Marquis zugänglichen Geldbeutels den Schwiegersohn zur Raison zu bringen. Es gelingt nicht und nun will Mr. Poirier seine Tochter zu einer Scheidung veranlassen, wozu eine gemeine

Liebesintrigue des Marquis in der That mehr als hinreichenden Vorwand gibt. Ein Brief, den Poirier erbricht, führt zur dramatischen Entwicklung des Stücks. — Die betrogene Bürgerstochter findet Gelegenheit, ihre schöne Seele zu zeigen und der Edelmann erscheint in so erbärmlichem Lichte, daß man die Verzeihung der edlen eiderant Mlle. Poirier gar nicht begreift. Sie verzeiht aber. Doch der Marquis geht in sich — er sieht, wohin ein unthätiges Leben führt, er will — Herrn Poirier klopf das Herz — als Commis bei Mlle. Poiriers Pathen eintreten. Dieser ist aber auch ein edler Bourgeois und hat unter der Hand des Marquis verschuldetes Gut auf dessen Namen gekauft. Das junge Ehepaar wird sich dahin zurückziehen und der Marquis sich mit Dekonomie beschäftigen. Herr Poirier gibt anscheinend seine ehrgeizigen Pläne auf, aber im Grunde ist seine Resignation bloß erheuchelt. Er hat schnell berechnet, daß mit Hilfe des notwendigen Einflusses seines Schwiegersohnes er bald Deputirter werden muß. „Man zählt 1846, im Jahre 1847,“ sagte er, „steige ich in der Kammer und im Jahre 1848 bin ich Pair von Frankreich.“ Das Stück enthält in einzelnen Episoden, die ich übergangen, manche Aehnlichkeit mit Molièreschen Stücken. Die Scene mit dem Koche, den Poirier abschafft, erinnert an den Avar — andere an George Dandin. Das sind keine unbewußten Reminiscenzen, denn das Stück hieß ursprünglich la revanche de George Dandin. Die Motivirung ist verfehlt, denn die Grundlage des Stückes ist falsch. Ein so ehrgeiziger und so wohlspeculirender Bourgeois wie Mr. Poirier weiß sich heutzutage sicherere und kürzere Wege in die Pairskammer, als das gewagte Spiel mit einem ruinirten Legitimisten. Allein trotz alledem ist es so vortrefflich ausgeführt, so geistvoll im Dialog, so spannend in der Anlage, daß man sich amüsert und lacht und trotz allzu starker Anforderung an unsere Gläubigkeit gern den Wechsel acceptirt, den diese beiden Dichter auf die Gutmüthigkeit unseres Scharfsinns ziehen. An geistvollen Zwischenfällen und Anspielungen fehlt es in diesem Stücke auch nicht und gespielt wird wie im Gymnase immer meisterhaft. Herr Bertin, der Nachfolger Bressauts, war am wenigsten gut und wir hätten Lafontaine in dieser Rolle lieber gesehen. —

Vorlesungen. — Wir haben in einem der letzten Hefte eine Reihe von Vorträgen angeführt, die in dem wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten sind, und die im Verlage von Wilhelm Herz in Berlin erscheinen. Seit der Zeit sind wieder einige Lieferungen herausgegeben, nämlich: „Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien“ von Richard Goschel, ein vielleicht etwas zu blumenreicher Vortrag, in dem aber der landschaftliche und monumentale Moment der spanisch-arabischen Geschichte mit anziehenden Farben hervorgehoben und die poetische Seite des Gegenstandes warm empfunden ist. Ferner: „Robinson und die Robinsonaden“ von Hermann Hettner, eine kurzgefaßte Biographie von Defoe, dem Verfasser des Robinson, der zugleich der erste Begründer der öffentlichen englischen Banken, der Hagel- und Feuerversicherungen und der Sparkassen war. Der Verfasser läßt sich wol etwas zu weit von dem Interesse, das man gewöhnlich an seinem Gegenstand nimmt, verführen, wenn er den Geistlichen im Robinson das Vorbild Nathan des Weisen nennt. — Endlich: „Die Alpenpässe“ von Karl Witte, in derselben Weise durchgeführt wie der frühere Vortrag des Verfassers über die Gletscherwelt.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **G. C. Elbert** in Leipzig.